

Klaus

Im »Wohnhaus Wandsbek« in Eilbek ist es friedlich still. Von den zehn Jugendlichen zwischen vierzehn und einundzwanzig Jahren, die hier eine Vollbetreuung rund um die Uhr erfahren, sind nur zwei anwesend. Die Besichtigung der stationären Wohngruppe offenbart, dass jede Bewohnerin und jeder Bewohner ein Einzelzimmer hat. Die Badezimmer müssen geteilt werden. Es gibt eine riesige Küche und einen gemütlichen Aufenthaltsraum mit Sofas, Fernseher, PC-Platz und einer Sitzcke. Dort findet das Gespräch mit Klaus S. statt. Er steht als Leiter dieser Einrichtung einem Team von neun pädagogischen Mitarbeitenden und einer Hauswirtschafterin vor. Zum Wohnhaus gehören zudem benachbarte Apartments für fünf weitere ältere Jugendliche und Jungerwachsene, die von den Mitarbeitenden auf dem Weg in die Selbständigkeit begleitet werden.

Klaus ist 1955 in Altona geboren und erst mit einundvierzig Jahren von der Pestalozzi-Stiftung Hamburg fest eingestellt worden. Warum erst so spät der Einstieg in die stationäre Jugendhilfe, obwohl er doch die Fachoberschule für Sozialpädagogik in der Uferstraße besucht hatte?

»Danach musste ich erst einmal zum Bund, habe den Wehrdienst aber nach fünf verschenkten Monaten verweigert und bin in den Zivildienst gewechselt, wo ich im Karl-Sonnenschein-Haus der Caritas Obdachlose betreut habe. Im Anschluss habe ich als Angestellter in der Tätigkeit eines Erziehers im Haus der Jugend Alter Teichweg gearbeitet, sechs Semester Soziologie an der Hochschule für Wirtschaft und Politik studiert und war zehn Jahre als selbständiger Taxiunternehmer tätig. Ehrenamtlich hatte ich bereits in der Jugendhilfe gearbeitet, als ich über Honorartätigkeiten zur Stiftung kam und 1996 fest angestellt worden bin. Das war eine sehr gute Entscheidung, diese Anstellung anzunehmen, denn diese Form der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wollte ich schon immer machen. Auch wenn die anfänglichen Vierundzwanzig-Stunden-Schichten ziemlich anstrengend gewesen sind. Da meine Frau ebenfalls gearbeitet hat, war es gut, dass unsere Jungs zu der Zeit schon siebzehn und sechzehn Jahre alt und ziemlich selbständig waren. So konnten wir Arbeit und Familie gut vereinbaren.«

Heute wird im Wohnhaus noch immer im Schichtdienst gearbeitet, allerdings in zwei Schichten von zehn bis achtzehn Uhr und von achtzehn bis zehn Uhr. Die Nachtschichten sind wichtig, oft ergeben sich in dieser ruhigen Zeit intensive Gespräche, die am Tag nicht geführt werden können. Es sind jeweils eine

Pädagogin oder ein Pädagoge und in den Kernzeiten die Hauswirtschafterin anwesend. Da Teamarbeit demzufolge nicht im gemeinsamen Handeln erfolgen kann, sind Absprachen, Übergaben und der kollegiale Austausch in den wöchentlichen vierstündigen Dienstbesprechungen von besonderer Bedeutung. Gemeinsame Regeln aufzustellen ist wichtig, aber die Mitarbeitenden sind in ihren Schichten auf sich alleine gestellt und müssen der Situation angemessen ihre Entscheidungen treffen. Da bedarf es neben den pädagogischen Fähigkeiten auch einer stabilen Psyche, Durchsetzungsvermögen und Selbstvertrauen. Erfahrung hilft. Und davon hat Klaus eine ganze Menge. Manchmal, sagt er, muss man das Eisen schmieden, wenn es kalt ist. Was heißt das?

»Wir haben im Team beschlossen, dem fünfzehnjährigen Felix die Playstation für zwei Tage zu entziehen, weil er nachts nicht davon loskam und die Schule geschwänzt hat. Das Problem war, dass Felix sie so gut versteckt hatte, dass wir sie nicht gefunden haben. Als eine Kollegin ihn tagsüber mit einem Freund in seinem Zimmer beim Spielen erwischt hat, ist sie trotz Absprache nicht sofort dazwischengegangen und hat das Ding einkassiert. Sie wusste, dass Felix sehr aggressiv werden kann. Wenn die Kollegin ihm vor seinem Freund sein Spielzeug weggenommen hätte, wie eine Mutter ihrem kleinen Kind, wäre der Tag gelaufen gewesen. Stattdessen hat sie ihn nach der Verabschiedung seines Freundes angesprochen und ihm erklärt, warum die Schule für ihn wichtiger sein sollte als seine Playstation-Karriere. Die daraufhin erfolgte freiwillige Einschränkung des Spielens aus Einsicht hatte eine wesentlich nachhaltigere Wirkung als ein bestrafendes Verbot. Insofern hat die Kollegin alles richtig gemacht, obwohl sie den Teambeschluss nicht direkt umgesetzt hat. Im Wohnhaus gibt es wenige Regeln, aber viel Verhandlungsmasse.«

Wenn die betreuten Jugendlichen die »Machtfrage« stellen, das heißt, infrage stellen, dass ihre neuen pädagogischen Bezugspersonen im Wohnhaus ihnen etwas zu sagen haben, wird es schwierig. Der kollegiale Austausch im Team, Fallbesprechungen und Supervision helfen, das pädagogische Handeln professionell zu hinterfragen und zu reflektieren, sich über seine eigenen Gefühle und Handlungsoptionen klar zu werden. Klaus versteht die Kinder und Jugendlichen, die nach einer Inobhutnahme durch das Jugendamt in stationären Einrichtungen wie dem Wohnhaus aufgenommen werden.

»Warum sollen sie uns auf Anhieb mögen oder tun, was wir ihnen sagen? Erst einmal müssen wir ihnen zeigen, dass wir sie als Individuen ernst nehmen, mit all ihren Sorgen und Nöten. Es ist doch erstaunlich, dass diese jungen Men-

schen, die schon so viel durchgemacht haben, so starke Persönlichkeiten sind. Sie haben teilweise sehr großes Leid erfahren. Da muss man Respekt vor ihrer Lebensleistung haben, ehrlich. Und natürlich machen wir im Umgang mit ihnen nicht immer alles auf Anhieb richtig. Wir haben schließlich keinen Zauberstab in der Tasche. Aber wenn wir uns dann entschuldigen und einen Fehler zugeben, wundern sich die Kids. Das kennen sie nicht von anderen Erwachsenen. Da muss man sich seiner Vorbildfunktion bewusst sein. Ich möchte kein Freund für die uns anvertrauten Menschen sein, sondern ein zuverlässiger Begleiter, auf den Verlass ist und zu dem sie Vertrauen haben können. Das Vertrauen bekommen wir aber nicht geschenkt, das müssen wir uns verdienen.«

Klaus hat in seiner fast zwanzigjährigen Berufslaufbahn an vier verschiedenen Standorten der Wohngruppe Hunderte von Kindern und Jugendlichen begleitet. Er ist sozusagen ein »alter Hase« im Geschäft. Im Folgenden schildert er drei Hilfeverläufe, die ihn aus unterschiedlichen Gründen besonders bewegt haben.

BERND

»Wir haben Bernd mit sechzehn Jahren aufgenommen. Seine Mutter kam überhaupt nicht mit ihm zurecht und war sehr krank. Sie hat sich an das Jugendamt gewandt. Nach einer Elternberatung, erfolglosen ambulanten Hilfsmaßnahmen und einem weiteren großen Krach mit seiner Mutter landete er bei uns. Er war ein sehr zorniger junger Mann, hat sich nicht auf eine Beziehungsebene mit den Pädagoginnen und Pädagogen eingelassen, sich allem komplett verweigert, die Schule geschwänzt. Mehrmals standen wir kurz davor, ihn rauszuwerfen, weil wir nicht an ihn rankamen. Verzweifelt haben wir einen Ansatzpunkt gesucht, irgendetwas, wofür er sich interessiert, mit dem wir ihn »kriegen« können. Immer wieder haben wir das Gespräch gesucht, ihn zur Schule begleitet. Eines Tages erzählte Bernd, dass er einmal in der Hamburger Auswahl Basketball gespielt hatte und davon träumte, ein NBA-Star in der amerikanischen Liga zu werden. Sein Problem: Er hatte sich mit seinen Mitspielern verkracht und fand kein neues Team.« Dankbar, dass er über das Thema Sport einen Zugang gefunden hatte, meldete Klaus Bernd kurz entschlossen beim Probetraining im Verein seines Sohnes an. »Bernd überzeugte dort auf Anhieb. Er äußerte einen großen Wunsch: bei einem Sichtungsturnier in Frankfurt mitzuspielen, wo viele Talentsucher zusehen würden. Wir Pestalozzi-Pädagogen und der zuständige Mitarbeitende beim Jugendamt entschieden nach eingehender Beratung, Bernd die Reise und das Startgeld zu finanzieren. Leicht fiel uns dieser Entschluss nicht, denn das Geld in der Jugendhilfe ist knapp. Doch die Investition hat sich gelohnt: Bernd wurde auf seiner Position

zum besten Spieler des Turniers gewählt, hat erfolgreich Kontakte geknüpft und bekam später ein Angebot, in der Jugend-Bundesliga zu spielen. Er hat in dem Verein im Internat gewohnt und seinen Hauptschulabschluss gemacht. Heute spielt er als Profi, sein NBA-Traum lebt. Manchmal muss man um die Kids kämpfen, und zwar immer wieder. Der Einsatz lohnt sich.«

LEYLA

»Leyla wurde zu Hause rausgeschmissen, da war sie gerade sechzehn Jahre alt. Sie war eine Schulkverweigerin und es gab ständig Zoff mit der Mutter. Mit Leyla war es ähnlich schwierig wie mit Bernd, wir haben keinen Zugang zu ihr gefunden. Sie hat uns Pädagogen beschimpft und ständig mit uns gestritten. Es war unheimlich anstrengend, immer wieder auf sie zuzugehen, immer wieder den ersten Schritt zu machen. Anders als bei Bernd mit dem Sport haben wir bei ihr keinen Ansatzpunkt für eine Eigenmotivation entdeckt, den wir hätten nutzen können. Leyla war in der Schule gemobbt worden und hatte Versagensängste. Wir haben sie überredet, eine Produktionsschule zu besuchen, wo neben einer Produktherstellung in der Fertigung der Hauptschulabschluss gemacht werden kann. Das war die richtige Schulform für sie. Ständig haben wir sie ermutigt, hinzugehen, und gelobt, wenn sie da gewesen ist. Nach zwei unheimlich anstrengenden Jahren im Wohnhaus mit ungezählten Auseinandersetzungen hat Leyla mit achtzehn Jahren eine eigene Wohnung bezogen. Sie hat alles selbst geplant, die Möbel im Katalog ausgesucht, die Einrichtung zusammengestellt, den Umzug organisiert. Das war toll. Die ganzen verbalen Auseinandersetzungen, die sie bei uns austragen musste, haben zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung beigetragen. Diskutieren ist als pädagogisches Mittel übrigens aus meiner Sicht von großer Bedeutung. Man kann ausloten, wie die Kids reagieren, ob sie sich verbal wehren können, ihre Standpunkte vertreten. Das ist eine gute Vorbereitung auf das Leben. Dicht dranbleiben, jeden Tag aufs Neue die Auseinandersetzungen suchen, die Entwicklung der jungen Menschen verfolgen zu können, das sind sicherlich Vorteile der stationären Hilfen. Die betroffenen Pädagoginnen und Pädagogen hatten mit Leyla viel auszuhalten an Anstrengungen, aber auch das ist pädagogische Arbeit, nicht aufzugeben. Umso schöner war es, wie rührend der Abschied von Leyla ausfiel. Sie fehlte uns dann richtig, als sie weg war.«

SILVIO

»Den kleinen Portugiesen hatten wir während der Sommerferien für drei Wochen stationär aufgenommen. Er war damals neun Jahre alt. Seine Eltern waren

mit ihm überfordert, schlugen ihn. Seine Diagnose war ADHS, das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom verbunden mit einer Hyperaktivität. Er kam bei uns zur Ruhe, war dankbar für die Zuwendung und Aufmerksamkeit, die er erfuhr. Silvio war bereits wochenlang wieder bei seiner Familie, als ich nachts im Garten das Quietschen der Schaukel hörte. Ich ging hinaus, und da saß der kleine Bursche und schaukelte. Er fragte, ob er noch einmal eine Nacht bei uns schlafen dürfe. Zu Hause habe es Streit gegeben. Ich habe das telefonisch mit den Eltern geklärt, und Silvio hat bei uns übernachtet. Es war ein schönes Gefühl, zu wissen, dass wir für den Kleinen ein sicherer Hafen in stürmischer See waren.«

Klaus kann stundenlang über seine Erlebnisse in der Jugendhilfe und über die vielen Kinder und Jugendlichen, die er begleitet hat, erzählen. Man merkt ihm die Freude an der pädagogischen Arbeit an. Als Sohn zweier Sozialpädagogen liegt ihm diese Arbeit wohl ohnehin im Blut. Der Pestalozzi-Stiftung Hamburg ist er dankbar, dass sie ihm als »Spätberufenen« eine Chance gegeben hat. Er schätzt an seinem Arbeitgeber das hohe Engagement der Vorgesetzten, die Rückendeckung, eine sichere Tarifbindung, dass die Mitarbeitenden ihre persönlichen Stärken und Ressourcen einbringen können. Auch dass der Vorstand Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten bietet, damit man sich über aktuelle fachliche Themen auf dem Laufenden halten kann, und dass er die Mitarbeitenden in konzeptionelle Weiterentwicklungen einbindet, weiß Klaus durchaus zu schätzen.

»Es macht Spaß für die Stiftung zu arbeiten. Als Mitarbeiter fühle ich mich hier gut aufgehoben. Unsere ehemaligen Praktikanten bewerben sich später oft bei uns, das ist genauso ein gutes Zeichen für eine hohe Arbeitszufriedenheit wie die geringe Fluktuation unter den pädagogischen Mitarbeitenden.«

Nach fast zwanzig Jahren in der stationären Jugendhilfe ist ein persönliches Fazit angebracht. Was ist Klaus wichtig in der Arbeit, was hat ihn bewegt, enttäuscht, ermutigt? Was ist sein Ziel in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen?

»Das Ziel ist sicherlich, dass die Kids ein halbwegs selbstbestimmtes Leben führen und auf eigenen Beinen stehen können. Dass sie sich etwas wert sind, ihre Standpunkte verbal vertreten können, zu sich selbst stehen. Eine erfreuliche Erkenntnis ist für mich rückblickend, dass die meisten jungen Menschen die Kurve kriegen, direkt hier bei uns oder später. Das ist ermutigend und motiviert für zukünftige Aufgaben. Allerdings muss man auch mit Enttäuschungen leben lernen. Ich erinnere mich an einen Jungen, den wir nach einigen Jahren in die

Obdachlosigkeit entlassen mussten, weil alle finanziellen Hilfen ausgeschöpft waren. Das war sehr hart. Allerdings hat sich in diesem Fall auch eine große Solidarität ergeben, denn seine ehemaligen Wohnhaus-Mitbewohner, die inzwischen eigene Wohnungen hatten, haben ihn im Wechsel bei sich wohnen lassen. Da haben sich Freundschaften fürs Leben entwickelt.«

Klaus hat von sehr vielen ehemaligen begleiteten Kindern und Jugendlichen die Lebensverläufe bis heute verfolgt, den Kontakt bei Bedarf gehalten. Es sollte nicht nur andere Pädagoginnen und Pädagogen ermutigen, dass er ein positives Fazit des Wirkens und der Nachhaltigkeit der Hilfen zur Erziehung zieht. Auch die Mitarbeitenden der Sozialen Dienste und des Jugendamtes sowie Politiker aller Parteien, die sich für dieses wichtige Arbeitsfeld stark machen, sollten wissen, dass ihr Einsatz und ihr Engagement für die Kinder und Jugendlichen sich lohnen. Dank der Arbeit von authentischen, zugewandten, wertschätzenden, Anstrengungen aushaltenden Menschen und professionellen Pädagogen.

Zwei weitere junge Menschen, die Klaus über einen Zeitabschnitt von mehreren Jahren begleitet hat, sind die Schwestern Denise und Mona.

Denise und Mona

Denise ist sechsundzwanzig Jahre alt, ein Jahr älter als ihre Schwester Mona. Wir treffen uns in Wandsbek im Big Easy, obwohl die Gesprächsthemen nicht von großer Leichtigkeit geprägt sind. Denise und Mona haben in ihrer Kindheit und Jugend einiges durchgemacht und sind bereit, darüber zu reden. Auch wenn die beiden äußerlich nicht sofort als Schwestern zu identifizieren sind, ergänzen sie sich doch in ihren Erzählungen wie ein eingespieltes Team. Abwechselnd berichten sie offen von ihren Erlebnissen, ihren Gefühlen und den Menschen, die für sie auf ihrem Lebensweg wichtig waren.

Denise: »Geboren sind wir in Schwerin, um die Zeit der Wende herum. Wir haben unterschiedliche Väter, die aber nie für uns da waren. Zu ihnen haben wir keinen Kontakt. Auch nicht zu unserer älteren Schwester, die gleich nach der Geburt zur Adoption freigegeben worden ist. Wir haben bei unserer Oma gewohnt, die unsere Mutter unterstützt hat. In der Nachbarschaft lebte zudem noch unsere Großtante. Wir sind noch jahrelang nach unserem Auszug in den Sommerferien zu ihnen gefahren und haben sie besucht. Das war jedes Mal schön.«

Anfang der neunziger Jahre zieht die Mutter mit ihren beiden kleinen Kindern und einem neuen Partner nach Lübeck. Zwei Jahre später bekommen Denise und Mona einen Bruder. Ihre Mutter, die psychisch noch darunter leidet, dass sie ihr erstes Kind weggeben musste, ist überfordert. Sie wendet sich an das Jugendamt und bittet um Unterstützung. Im Kindergartenalter werden Denise und Mona das erste Mal vorübergehend in eine Pflegefamilie aufgenommen. Daran haben sie keine guten Erinnerungen. Ihren Bruder und den Partner ihrer Mutter jedoch mögen sie, nennen ihn Papa. Und wenn Oma zu Besuch kommt, ist alles gut.

In Lübeck, da sind sich Denise und Mona einig, verleben sie die schönste Zeit ihrer Kindheit. Sie fühlen sich wohl im Kindergarten, feiern schöne Geburtstagsfeste, fühlen sich als Familie. Bis der Partner der Mutter anfängt, seine Lebensgefährtin zu schlagen.

Mona: »Nach der Trennung von ihm hatte unsere Mutter verschiedene Partner. Einer von ihnen hat meinen Bruder und mich verprügelt. Da bin ich wegelaufen, habe mich bei einer Freundin versteckt und von dort aus mit Mama telefoniert. Ich habe gesagt, dass ich erst wiederkomme, wenn der Mann weg ist. Danach war dann ab und zu eine Familientherapeutin bei uns, aber unsere Mutter hat sie wohl nicht richtig an sich rangelassen.«

Im Sommerurlaub in Spanien lernen sie eine Frau aus Hamburg kennen, die ebenfalls Kinder hat. Sie freunden sich an und besuchen sie ab und zu in Hamburg. Ihre Mutter lernt bei einem dieser Besuche einen Mann kennen, einen Afrikaner. Als Denise elf und Mona zehn Jahre alt sind, ziehen sie nach Hamburg. Sie wohnen in Steilshoop in einer Vierzimmerwohnung mit dem neuen Partner ihrer Mutter. Denise hat ein Zimmer für sich alleine, Mona teilt sich eins mit ihrem Bruder. Dann nimmt das Unheil seinen Lauf.

Denise: »Unsere Mutter ist verreist. Ihr Partner und unsere Oma sollten auf uns aufpassen. Nach zwei, drei Wochen musste Oma zurück nach Schwerin, hatte Arzttermine, die sie nicht absagen konnte. Der Partner unserer Mutter war plötzlich verschwunden. Als wir eines Tages nach der Schule nach Hause kamen, hatten wir keinen Schlüssel, um die Haustür zu öffnen. Stundenlang haben wir vor der Tür gewartet, sind dann zu Nachbarn gegangen.«

Die besorgten Nachbarn rufen die Polizei, die wiederum den Kinder- und Jugendnotdienst einschaltet. Denise, Mona und ihr Bruder werden abgeholt und in der stationären Einrichtung Feuerbergstraße untergebracht. Dort bleiben sie für ungefähr drei Wochen.

Mona: »Wir wussten überhaupt nicht, was los war, wo unsere Mutter ist. Und dann kam eines Tages Klaus mit einem alten Wohnmobil vorgefahren und hat uns in die Pestalozzi-Wohngruppe nach Steilshoop gebracht.«

Ein halbes Jahr verbringen die drei Geschwister bei ihrem ersten Aufenthalt im Wohnhaus Wandsbek. Klaus S. gewinnt ihr Vertrauen. Denise ist in dieser Zeit in der fünften, Mona in der vierten Klasse. Als ihre Mutter nach einigen Wochen wiederauftaucht, besucht Klaus sie mit den Geschwistern in ihrer Wohnung. Das Treffen findet bei Kerzenschein statt, der Strom ist aufgrund nicht bezahlter Rechnungen abgestellt worden. Es ist nicht sauber, in einem der Kinderzimmer liegen lediglich Matratzen. Klaus nimmt die Kinder wieder mit zurück.

Nach sechs Monaten hat er ein ungutes Gefühl, die Kinder wieder in die Familie zu geben, doch die Geschwister wollen es gerne. Klaus ahnt bereits, was Denise und Mona sich rückwirkend eingestehen:

Denise: »Wir haben immer alles schöngeredet, wollten unsere Mutter beschützen und zurück zu ihr. Bei unserem ersten Aufenthalt im Wohnhaus haben wir Klaus schon vertraut, aber noch nicht den Mut gefunden, über alles mit ihm zu reden. Das kam erst später, bei unserem zweiten Aufenthalt.«

Zunächst einmal sieht die Realität nach der Rückkehr in die Familie nicht sehr rosig aus.

Mona: »Immer am Anfang des Monats bin ich mit meinem Bruder zur Bank gegangen. Wir haben geschaut, ob Geld auf dem Konto ist. Wenn ja, konnte eingekauft werden. Das Geld war meistens ziemlich knapp, allerdings hat es immer gereicht, um Essen zu besorgen. Und dann haben wir eines Tages diese Bilder in der Wohnung gefunden. Hochzeitsbilder!«

Nachdem sie ihre Mutter mit den Bildern konfrontieren, gibt diese schließlich zu, dass sie während ihrer wochenlangen Abwesenheit in Afrika gewesen war. Sie hatte dort den Bruder ihres Partners geheiratet, der zwischenzeitlich auch mit in die Wohnung eingezogen war. Jetzt wissen Denise und Mona, dass dieser Mann der Ehemann ihrer Mutter ist. Keiner der drei Erwachsenen arbeitet. Die Kinder kommen mit den beiden ihnen fremden Männern nicht zurecht.

Denise: »Es waren komische Typen, wirklich. Wir haben uns zu Hause nicht mehr wohl gefühlt. Ich war immer unterwegs, draußen, bei Freundinnen, Hauptsache weg. Die Schule habe ich monatelang geschwänzt. Und als Mama dann schwanger war und wir einen weiteren Bruder bekamen, wurde es richtig schlimm. Ihr Ehemann hat Mama geschlagen und auch unseren Bruder. Es gab immer Streit, das Baby hat ohne Ende geschrien.«

Eine Familienhelferin wird eingeschaltet, aber ihr gelingt es nicht, eine vertrauensvolle Beziehung zur Mutter aufzubauen. Die Situation eskaliert, als Denise vierzehn und Mona dreizehn Jahre alt sind. Ihr jüngerer Bruder wird mit zwei gebrochenen Armen ins Krankenhaus eingeliefert. Wieder wird der Kinder- und Jugendnotdienst informiert. Das Baby kommt in ein Kinderschutzhaus, wird im Anschluss von einer Pflegefamilie aufgenommen.

Kurz darauf wird der Mietvertrag der Steilshooper Wohnung fristlos gekündigt, weil zum wiederholten Male die Waschmaschine übergelaufen und das Wasser in die Wohnungen darunter gelaufen war. Das Jugendamt entscheidet, dass die drei anderen Kinder ebenfalls in eine Pflegefamilie kommen, da sie nun von Obdachlosigkeit bedroht waren. Da erinnern sich Denise und Mona an Klaus und vertreten vehement ihren Wunsch, wieder in das Wohnhaus Wandsbek aufgenommen zu werden. Während entschieden wird, dass ihr älterer Bruder in dieselbe Pflegefamilie wie ihr jüngerer kommt, wird dem Wunsch der Schwestern entsprochen.

Mona: »Schon vor unserem Einzug in die Wohngruppe, die inzwischen ihren

Standort in einem großen Haus in Bramfeld hatte, kam Klaus vorbei, hat uns Brote gebracht und mich zur Schule gefahren. Wir haben uns darauf gefreut, zu Hause rauszukommen. Denise war zu dem Zeitpunkt schon lange nicht mehr in der Schule gewesen.«

Denise: »Das stimmt. Für mich ging der geregelte Alltag erst nach unserem zweiten Einzug in die Wohngruppe los. Ich musste das Schuljahr wiederholen, weil mein Abschluss durch die vielen Fehlzeiten gefährdet war. Mona und ich hatten zu Beginn ein gemeinsames Zimmer. Wir haben uns gesagt, das ist jetzt ein Neuanfang für uns.«

Mona: »Ja, für uns war es ganz wichtig, dass es dort Regeln gab, dass uns Grenzen gesetzt wurden, dass wir durch das Zusammenleben in der Gemeinschaft eine Struktur und vor allem Sicherheit bekamen. Wir hatten schnell einen tollen Draht zur Hauswirtschafterin, zu den anderen Bewohnern, zu Klaus sowieso und zu allen Kolleginnen aus dem pädagogischen Team. Was ich wirklich geliebt habe, war das gemeinsame Abendbrot für alle um 19 Uhr in der Gemeinschaftsküche. Das war wie eine Familie.«

Ihre Mutter besucht die beiden Schwestern in den vier Jahren ihres zweiten Aufenthalts im Wohnhaus nur höchst selten, nimmt nie aktiv zu ihnen Kontakt auf. Inzwischen lebt sie mit ihrem Mann in einem Zimmer in einer Obdachlosenunterkunft. Denise und Mona reagieren entsetzt, als sie ihnen von einer erneuten Schwangerschaft berichtet.

Denise: »Wir waren stinksauer, haben nicht mehr mit unserer Mutter geredet. Das Baby wurde vier Monate nach der Geburt in dieselbe Pflegefamilie gegeben, in der auch schon unsere anderen beiden Brüder lebten, weil es ausgetrocknet war.«

Denise und Mona werden in der geschützten Umgebung des Wohnhauses Wandsbek erwachsen. Diese Zeit schweißt die beiden in der sensiblen Altersphase der Pubertät zusammen, auch wenn sie im Lauf der Zeit Einzelzimmer beziehen. Sie machen einiges durch. Denise hat eine Phase, in der sie unter starken Depressionen leidet, sehr viel weint. Klaus als Pädagogen setzt diese Phase zu, weil er hilflos ist, solange sich Denise nicht öffnet, ihm ihr Leid anvertraut. Mona fährt zu einer sechswöchigen Kur ins Allgäu, weil sie Untergewicht hat. Allerdings nimmt sie dort nur ein Pfund zu. Beiden Schwestern drückt etwas auf der Seele, doch es wird nicht ausgesprochen. Ein sicheres Zeichen für Klaus, dass Mona sich wieder einmal zurückzieht, ist, wenn sie ihre Jacke anbehält und

wie einen Schutzmantel um sich zieht. Trotz der guten Beziehungsebene und des aufgebauten Vertrauensverhältnisses dauert es fast ein Jahr, bis die Wahrheit ans Licht kommt.

Mona: »Denise und ich haben immer alles in uns reingefressen. Irgendwann habe ich den Druck nicht mehr ausgehalten und aufgeschrieben, was mich bedrückt. Aussprechen konnte ich es immer noch nicht. Als Klaus es dann gelesen hatte, hat er gesagt, Mona, wir müssen darüber reden. Erst da habe ich die Kraft dazu aufgebracht.«

Wie sich herausstellt, hat der Bruder des Ehemannes der Mutter Mona geschlagen und ist übergriffig geworden. Er stalkt sie, als sie im Wohnhaus lebt, wartet vor der Schule auf sie, droht Denise, dass ihrer Schwester etwas Schlimmes passieren wird.

Nachdem Mona sich offenbart hat, schaltet Klaus den Weißen Ring ein, der Opfer von Verbrechen und Übergriffen berät. Eine Anzeige wird erstattet und Mona macht bei der Polizei eine Aussage. In dieser schwierigen Zeit bringt Klaus Mona zur Schule und holt sie ab. Nach vier Verhandlungstagen vor dem Strafrichter wird das Urteil gefällt: zweieinhalb Jahre auf Bewährung und eine einstweilige Verfügung, dass der Mann sich Mona auf weniger als fünfhundert Metern nicht nähern darf. Das Urteil ist aus Sicht der Schwestern erfreulich, aber während der Verhandlung ist es für Mona sehr schwer, denn der im Gerichtssaal anwesende Mann streitet alle ihre Aussagen ab. Hält er sich an die Auflagen?

Denise: »Das hat er, aber nach Ablauf der Verfügung fing er erneut an, Mona zu stalken. Wir mussten eine zweite beantragen, aber so ganz sicher haben wir uns nie gefühlt. Und Mona kann es bis heute nicht ab, wenn jemand sie körperlich festhält.«

Dennoch wird es etwas leichter für Denise und Mona, nachdem der große Druck der Geheimhaltung weg ist und sie mit ihren Bezugspersonen im Wohnhaus über die Vorfälle offen reden können. Denise lernt ihren heutigen Ehemann kennen, der oft zu Besuch ist, weil seine Anwesenheit ihr guttut. Sie geht wieder regelmäßig zur Schule, lernt und schafft ihren Hauptschulabschluss. Mit achtzehn Jahren zieht Denise zu ihrem Freund.

Ohne ihre Schwester möchte Mona auch nicht im Wohnhaus bleiben. Sie zieht mit siebzehn Jahren in eine Wohnung der Pestalozzi-Stiftung Hamburg und macht ihren Realschulabschluss. In diesem Lebensabschnitt wird sie durch eine Sozialpädagogin unterstützt.

Die Mutter von Denise und Mona ist mittlerweile wieder umgezogen, wohnt im Hamburger Umland. Wie ist der Kontakt zu ihr?

Mona: »Der hält sich sehr in Grenzen. Wir sehen sie nicht oft, telefonieren manchmal. Zu Denise' Hochzeit ist sie gekommen. Wir wissen heute, dass sie sich von ihren Partnern hat ausnutzen lassen, naiv war. Mit böser Absicht hat sie ja nichts falsch gemacht. Von den Übergriffen zum Beispiel hatte sie gar nichts mitbekommen. Und als ich einmal geschlagen wurde, hat sie mich verteidigt, den Mann sofort des Hauses verwiesen. Ich für meinen Teil kann allerdings nachts besser schlafen, wenn ich nicht weiß, was Mama gerade wieder Leichtsinniges anstellt. Sie spielt immer noch vieles herunter, hat nichts dazugelernt.«

Ihre Schwester ergänzt: »Schon damals haben wir gesagt, dass sie uns beide nicht mehr wiedersieht, wenn sie noch ein weiteres Kind bekommt.«

Denise und Mona sind erwachsen geworden. Denise arbeitet in einem Sportfachgeschäft, ist verheiratet und steht kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes. Mona macht eine Ausbildung zur Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin. Die Übernahme in ein festes Anstellungsverhältnis wurde ihr in Aussicht gestellt. Klaus kann sich gut daran erinnern, dass Mona ihm schon bei ihrem ersten Aufenthalt im Wohnhaus mit großen Augen verkündet hat, dass sie Kinderkrankenschwester werden wird, wenn sie groß ist. Da war sie in der vierten Klasse.

Die Schwestern reden viel über ihre schwere Kindheit und Jugend, reflektieren gemeinsam, arbeiten auf, was passiert ist, und unterstützen sich gegenseitig. Mona hat Denise gerade geholfen, ein gemütliches Kinderzimmer einzurichten. Denise möchte eine bessere Mutter sein als ihre eigene, möchte, dass ihr Kind sich bei ihr geborgen fühlt, möchte immer für ihr Kind da sein. Und Mona wird ganz sicher eine tolle und fürsorgliche Tante sein.

Den Kontakt zu ihren Brüdern halten die beiden aufrecht, ebenso wie den zu ihrer Oma in Schwerin. Als diese letztens im Krankenhaus lag, haben die Schwestern sie besucht, nicht ihre Mutter.

Mit einem Augenzwinkern sagen sie: »Wenn wir zu viert zusammen sind, muss Mama ab und zu ganz schön einstecken. Wir müssen zum Beispiel alle immer lachen, wenn Mama sagt, wir haben es von ihr, dass wir unsere Wohnungen so penibel sauber halten. Das ist wirklich ein guter Witz!«

Es ist schön, wenn man einen Punkt im Leben erreicht hat, an dem man rückblickend auf die Geschehnisse wieder lachen kann. Denise und Mona haben es geschafft. Sie sind stark aus teilweise dramatischen Situationen herausgegangen.

Eines möchten sie am Ende des Gesprächs noch sagen: »Wer weiß, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht in das Wohnhaus gekommen wären? Wir sind Klaus und dem Team für ihre Unterstützung so dankbar! Wir freuen uns, dass er sich bis heute ab und zu auf einen Kaffee mit uns trifft. Er hat uns vermittelt, dass wir nicht für das Handeln unserer Mutter verantwortlich sind. Das hat uns beiden sehr geholfen.«

PERLEN TAUCHER –

Biografische Erzählungen
aus der Kinder- und Jugendhilfe

Aufgeschrieben von

Michael Schaaf

für die

Pestalozzi-Stiftung Hamburg

© 2016, Pestalozzi-Stiftung Hamburg
Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand
ISBN: 9783741261121